

09.09.12

„Natur ist für mich unbrauchbar“

Wenn ein Bild das nächste malt: Ein Atelierbesuch bei der japanischen Künstlerin Maki Na Kamura und ihren glühenden Landschaften



Maki Na Kamura in ihrem Atelier. Sie hat es sich in einem früheren Schafstall eingerichtet

RETO KLAR

09.09.12

Der alte Caspar David Friedrich konnte nicht ahnen, dass sein Baum einmal eine Reise um den halben Erdball machen würde.

Tagaus, tagein musste der Baum geduldig und etwas windschief im winterlichen Feld herumstehen, der einsame Wanderer hat staunend seinen Stamm hinaufgeblickt. Und nun findet sich der Baum plötzlich an einem fremden Ort

VON TIM ACKERMANN

wieder, an dem sich eine Brücke von Hokusai über seine Zweige spannt und eine blutrote Sonne morgens aus dem Meer aufsteigt. Es ist ein merkwürdiges Land, das hier im rötlichen Licht badet. Eine Welt, die sich nicht einfach ins strenge Raster der Konvention fügen will. An einer Stelle verquirlen sich Rot und Weiß zu tänzerischen Wirbeln, an einer anderen trocknet altes Rosa wie ausgelaufener Lippenstift. Man kann sich vorstellen, dass sich der Baum in dieser Mischung aus Baselitz-Ungestüm und Abstraktion der New York School eigentlich recht wohlfühlen müsste. Es gibt schlechtere Orte.

Will man die zierliche Künstlerin treffen, die Bäume versetzen kann, dann setzt man sich ins Auto und fährt eine knappe Stunde aus Berlin heraus, bis man vor einem Schloss landet, in dessen Park Skulpturen von Markus Lüpertz stehen. Etwas versetzt davon befindet sich das Atelier, in einem umgebauten Schafstall. Durch die Fenster fällt Sonnenlicht, aber sie sind zu hoch in der ungeschmückten Wand angebracht, als dass man ins Freie blicken könnte: „Natur ist für mich unbrauchbar“, sagt Maki Na Kamura. Der Baum wächst im Kopf.

Es ist schon eine kleine Geschichte, wie die junge japanische Künstlerin die Hochhäuser von Osaka gegen die Wände ihres märkischen Ateliers eintauschte. Nach der Pubertät, erzählt Na Kamura, sei sie plötzlich sehr frühreif gewesen. „Ich hatte nur noch diesen Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit. Ich wollte nirgends mehr dazugehören, ungebunden sein. Kollektivität konnte ich nicht ertragen.“ Japan wurde für sie ein ungeeignetes Land – zumal ihre Familie von Osaka aus konsequent nach Westen geblickt hatte. Und so redet man mit Na Kamura eine Weile über den interkultu-

rellen Austausch, der irgendwie immer schon stattgefunden hat: Der Japonismus, der im Frankreich des 19. Jahrhunderts Malern wie Henri de Toulouse-Lautrec die klaren Farben und Formen beibrachte. Und die japanischen Zigarettenschachteln, welche die Großmutter ein knappes Jahrhundert später in Osaka sammelte und die im Stile Toulouse-Lautrec designt waren. Das Fremde, das man begehrt und das sich doch nahtlos ins Eigene einfügt.

Na Kamura malte damals in Japan abstrakt wie eine Amerikanerin und lernte die Kunstgeschichte aus Katalogen: die Impressionisten, Koons, Hirst, Beuys, Immendorff. Dessen Werke malte sie heimlich aus dem Katalog ab. „Die Bilder faszinierten mich. Ich habe Immendorff damals wie einen Maler des frühen 20. Jahrhunderts rezipiert. Ich dachte, er wäre vielleicht ein Kollege von Matisse“, sagt Na Kamura. „Irgendwann bin ich auf der letzten Seite des Katalogs

gelandet und habe seine Biografie gelesen. Da habe ich festgestellt, dass er noch lebt. Ich war verblüfft.“

Mitte der Neunzigerjahre, da ist sie gerade volljährig, besteigt Na Kamura ein Flugzeug nach Frankfurt am Main ohne Rückflugticket in der Tasche. Sie ist auf dem Weg zu Immendorff. „Ich wollte ihn kennenlernen, es glich der Dringlichkeit eines Groupies.“ Zu sagen, dass sie bei Immendorff studiert habe, würde aber nichts erklären. „Gelernt habe ich dort

absolut nichts.“ Wenig ist ihr geblieben aus ihren Jahren an der Düsseldorfer Akademie, außer einem Unverständnis über die Kommilitonen, die nicht wie sie für die Kunst brannten, und dem Wunsch, sich genauer mit der europäischen Malereitradition auseinanderzusetzen.

An den Wänden von Maki Na Kamuras Atelier hängen einige ältere Bilder, in denen Landschaften in Sprengwolken maleischer Experimente zu zerfallen scheinen, geschaffen aus Farben, die nicht zueinander passen und schon gar nicht zum Dargestellten. Ihre neusten Werke jedoch, die noch einen Schritt weitergehen, sind gerade in einer Ausstellung bei Dittrich & Schlechtriem in Berlin zu sehen. Die Künstlerin hat sie fast ausschließlich aus Rottönen geschaffen. Aus dem Chaos unterschiedlichster Pinselstriche tauchen manchmal Hochhäuser schemenhaft im Hintergrund auf, zu dichten Wäldern gewachsen wie in Osaka. Oder man sieht Berge, Brücken, einen Telegrafmast, einige Menschen, wie Schauspieler mit Textproblemen auf einer Bühne.

Im Atelier holt Maki Na Kamura jetzt zwei Kunstkataloge hervor. Sie zeigt, wie sich der windschiefe Baum in Caspar David Friedrichs 1811 gemalter „Winterlandschaft“ in einen schräg aufgerichteten Balken verwandelt, den Hokusai 20 Jahre später in die Mitte einer seiner „Fujiansichten“ stellte. Der clevere Japaner hatte Friedrichs Komposition kopiert und den einsamen Wanderer durch einen Zimmermann ersetzt, der den Balken erklettert. Wobei – und das betont Na Kamura – Hokusai seine Landschaften nicht für den heimischen, sondern für den westlichen Markt schuf. Der riss sich um diese Holzschnitte, weil sie „typisch japanisch“ waren. So geht es weiter, das interkulturelle Wechselspiel.

Und man begreift, wie analytisch und präzise Na Kamura vorgeht. Man könnte ihre Kunst als poststrukturalistische Malerei begreifen, in der ein Bild das nächste weitermalt und es im Malen erklärt. „Caspar David Friedrich plus Hokusai minus Romantik minus Japonismus bleibt immer noch Malerei“, sagt Maki Na Kamura. Das ist ihre Zauberformel. Mit ihr kann sie Bäume versetzen, damit sie sich nicht tagaus, tagein im selben alten winterlichen Feld langweilen.

Bis 13. Oktober, Galerie Dittrich & Schlechtriem, Berlin